

Die Drei [Ende]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 43

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 43 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 29. Oktober 1921

== Begrabe deine Toten. ==

Von C. Siebel.

Begrabe deine Toten
Tief in dein Herz hinein;
So werden sie dein Leben
Lebend'ge Tote sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein;
So wirst du, und bist du ein Toter,
Ein ewig Lebender sein.

== Die Drei. ==

Ein Bild von Ernst Zahn.

3

Der Garten sah müde aus und die Kapuzinerranken waren dünn und dürr. Die Sonne, die noch ein wenig um die Fenster irrlichterte, hatte keine Kraft mehr. Der Wagen hielt und der Pfarrer begleitete Wilma in die Wohnstube hinauf. Er versuchte ihr Trost einzusprechen, auch fragte er schon nach der Zukunft: Ob die Großmutter etwas für diese bestimmt und dergleichen.

Wilma wußte von nichts. Es hätte doch niemand an so plötzliche Veränderungen gedacht, sagte sie.

Der Pfarrer fand, es sei mit dem armen jungen Ding nicht viel anzufangen, besann sich auf dringende andere Verpflichtungen und versprach, ihr gleich seine Frau zu schicken.

Wilma bedankte sich schön und begleitete ihn bis zur Haustür.

Als sie zurückkam, fiel ihr die tiefe Stille auf, die im Hause herrschte. Aber sie tat ihr nicht weh; es war ja immer still gewesen. Dennoch mußte sie weinen. Wo waren die andern, dachte sie.

Nach einer Weile trat sie zufällig an eines der Fenster und sah hinaus. Der Garten war überfüllt von dürren Blättern. Das war, weil Frau Anna nicht mehr kehrte, dachte sie. Dann fiel ihr Blick in die Straße hinaus. Der Reiter, ging es ihr durch den Kopf. Und sie sehnte sich nach einem Menschen. Nach wem, wußte sie nicht.

4.

So unruhig war es im Hause nie zuvor gewesen. Eine Menge mitleidsbeflissener Leute kamen, sich der jungen Waise anzunehmen. Die Pfarrerin, eine dürre, kleine, übertrieben schlichte Frau, hatte im Hause selbst Wohnung genommen.

Die Waisenbehörde durchsuchte den Sekretär nach Schriftstücken, die etwa noch Angehörige Wilmas nennen könnten.

Die Großmutter lag nun schon draußen im Friedhof neben der Tochter. Morgen wollte der Gemeinderat Sitzung halten und beraten, was mit Wilma geschehen solle.

Heute abend war Vollmond. Von einem Fenster aus sah Wilma ihn am schwarzen Himmel stehen. Ueber die Tannen eines nahen Waldes ging es wie Sprühen, so scharf brach sich sein Licht auf ihren Spitzen. Wilma war das Reden der kleinen Pfarrerin müde, die ihr immer wiederholte, sie brauche keine Angst zu haben, es sei Vermögen da, auch hundert Vorschläge machte, was sie beginnen könne und dann wieder von hundert andern Dingen sprach, die das Unglück noch viel schwerer getroffen habe. Sie war diesem Gerede aus Weges in ihr Schlafzimmer entronnen. Und plötzlich bekam sie Lust, in den mond hellen Garten hinab zu gehen. Sie wußte, daß sie allein im Hause nicht bleiben konnte, daß sie irgend etwas beginnen mußte. Sie fing auch an, zu erwägen, was das Beste sein werde, in's Pfarrhaus, wie man ihr angeboten, oder noch auf eine Schule oder in's Welschland zu ziehen. Sie hatte zu nichts rechte Lust. Sie fühlte sich nur unendlich verlassen.

Als sie vor's Haus kam, raschelte das Laub unter ihrem Fuß. Die Nacht war kühl. Der Mond zündete ihr ins schmale Antlitz und machte, daß es im dunklen Kranz der Haare noch blasser und feiner erschien. Ferne tönte es einen Augenblick wie Hufschläge.

Der Reiter, dachte Wilma. Und das Herz wurde ihr leise warm. Es war ihr, als stände jener Fremde allein noch ihr

nah, seit —. Die beiden Hüterinnen ihrer Tage fehlten ihr wie noch nie. Aber es war nun wieder ganz still. Mein Gott, wie allein sie mich gelassen haben, dachte das Mädchen.

Plötzlich scholl der Tritt eines Pferdes ganz nah. Ein Wagen kommt vom Dorfe, dachte Wilma gleichgültig.

Die Landstraße lag aber so hell da, wie am Tage. Wie angezogen vom Monde trat das Mädchen unter die Gartentüre. Sie knarrte, als sie sie aufstieß. Und immer noch und immer näher klang der Tritt der Hufe. Aber kein Wagentrasseln folgte ihm.

Einen Augenblick befiel Wilma etwas wie Angst. Sie schwankte noch, ob sie gehen oder bleiben sollte. Da sah sie ein weißes Pferd. Der Mond spielte auf der Kruppe des Schimmels, das Fell leuchtete ganz.

Unwillkürlich faßten Wilmas Hände nach rückwärts in die Gitterstäbe des Gartentors und schoben es zurück. Aber der Reiter hatte sie schon erreicht.

„Ei, sieh da,“ grüßte er sie. „Ich hätte es nicht gedacht,“ fügte er hinzu.

„Was?“ fragte Wilma unwillkürlich.

„Daß ich Sie noch einmal sehen würde und zu dieser Stunde.“

Von ihrem Leide gedrängt, entgegnete sie: „Seit Sie hier vorbeikamen, ist hier vieles anders geworden.“

Er fragte, was geschehen sei. Und sie erzählte ihm von ihrer Verwaistheit.

Er zog seine Mühe mit einer seltsam feierlichen Bewegung: „Armes Mädchen,“ murmelte er. Und plötzlich beugte er sich nieder und legte die Hand auf ihren Scheitel.

„Das Leben würde Sie aber doch hier weggeholt haben,“ sagte er.

Wilma fühlte sich von einem seltsamen Drang nach Ferne erfüllt. Sie blickte die mondweiße Straße entlang. Für den Augenblick haftete ihre Seele nicht an dem leeren Hause, nicht an ihrer Trauer.

„Es war zu einsam hier für Sie,“ fuhr er fort.

„Es war friedlich,“ antwortete sie.

Und er: „Jugend will nicht Frieden, Jugend will Genuß!“

Wilma schwieg. Sie konnte ihm nicht widersprechen.

„Wo werden Sie hingehen?“ fragte er, als sei es ihm erwiesen, daß sie hier nicht bleiben könne.

„Ich weiß nicht. Ich weiß nichts von der Zukunft.“

Auf einmal streckte er seine Arme nach ihr aus und zog sie ein wenig an sich. Sie wußte nicht, wie sie es geschehen ließ, wie sie selbst die Arme ihm entgegen hob.

„Ich bin morgen noch in der Stadt,“ flüsterte er und nannte ihr ein Gasthaus.

Und er ließ sie zu Boden gleiten.

„Das Leben ist mächtig,“ sagte er, „es spühlt in die einsamsten Winkel und holt uns heraus, die wir meinen, ihm zu entrimmen.“

Noch einmal strich er mit der Hand flüchtig über ihr Haar. Dann gab er dem Pferd die Sporen, daß es stieg und davonstob. Im Mondlicht schimmerten die Buchstaben des Namens Giovanni an der Satteldede merkwürdig scharf und deutlich.

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete sich nach rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchschritt sie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel sie mit liebevollen Vorwürfen, was sie nur denke, so in der kühlen Nacht zu stehen. Sie solle sich von ihrem Schmerz nicht zu sehr bedrängen lassen.

Schmerz? dachte Wilma. Und sie schalt sich selbst, daß sie ihres Schmerzes vergessen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entließ der redseligen Trösterin. Schmerz? dachte sie. Es war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuchtete etwas Neues in sie hinein, wie der Mond, der geisterhaft auch in die Schlafzimmerräume drang. Schon vermochte sie sich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher gewesen war. Was sollte werden? überlegte sie. Die Waisenbehörde würde kommen und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Räte bei der Hand haben und sie mit ihren mehr oder weniger guten Meinungen peinigen und verwirren. Und dann — die Hand des Reiters brannte auf ihrem Scheitel. Wie seltsam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an seiner Satteldede gelehrt hatte, der seine gewesen. Aber, wo er war, wußte sie. Und sie sah seine Augen, sein Gesicht, spürte die Berührung seiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung stand, riß alle andern Erwägungen wie Kartenhäuser zusammen.

Plötzlich öffnete sie die Schublade einer Kommode und riß Kleidungsstücke heraus. Auch dachte sie an eine Reisetasche, die auf dem Estrich stand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunklen Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil sie immer sein Rollen gehört hatte. —

Am andern Tage herrschte große Erregung im Hause, wo die Kapuzinerranken gülhten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es versammelten sich alle, auch der Doktor und Leute vom Waisenamt in den leeren Wohnräumen.

„Am Ende hat sie sich ein Leid angetan,“ rief die romantische Pfarrerin.

„Man wird nachforschen,“ sagte streng und entschlossen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweier. Aber beim Tode fanden sie sie nicht. Und als sie sie beim Leben zu suchen begannen, war ihre Spur schon verwischt, die Welle schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült.

Ende.

Das Totenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Bublein von sieben Jahren, das war schön und sie hatte es lieber, wie alles auf der Welt. Auf einmal starb es, darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Als aber das Kind noch gar nicht lang begraben, so zeigte es sich in der Nacht an den Plätzen, wo es sonst gefessen und gespielt, und weinte die Mutter, so weinte es auch, aber wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als nun die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in dem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach, Mutter, hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird